

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 57 (1963)
Heft: 4

Artikel: Indien und die "Konferenz von Wissenschaft und Technik für die unterentwickelten Länder"
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-140770>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Indien und die «Konferenz von Wissenschaft und Technik für die unterentwickelten Länder»

Wie wir im Januarheft der «Neuen Wege» ankündigten, muß zu dieser Konferenz noch allerlei gesagt werden. Sie fand vom 4. bis 20. Februar in Genf statt und nahm bei einer Beteiligung von über 80 Regierungsdelegationen einen imposanten Verlauf. Die Schweiz allerdings hatte und nahm einen beschämend geringen Anteil an der ganzen Veranstaltung. Wir waren weder von wissenschaftlicher noch von industrieller Seite der Bedeutung unseres Landes gemäß vertreten. Es war eben keine Mustermesse, das Geschäftemachen mußte hier zurücktreten hinter dem Willen, uneigennützig am Aufstieg der zurückgebliebenen Völker mitzuarbeiten. Wo Wirtschaft und Wissenschaft kein Interesse aufbrachten, konnte es sich die Presse leisten, selbst den Appell der Internationalen Wissenschaftlichen Vereinigung (siehe Märzheft der «Neuen Wege») an die 18.-Nationen-Abrüstungskonferenz, die gleichzeitig in Genf tagte, zu ignorieren.

Wenn man den Niederschlag der Genfer Konferenz über Wissenschaft und Technik für die unterentwickelten Länder in den Sitzungsberichten studiert, ist man überwältigt von der Fülle an Wissen und Ratschlägen, die den Konferenzteilnehmern zur Verfügung gestellt wurden — in so verwirrender Fülle, daß die Größe der Aufgabe und ihre Vielseitigkeit auf die Teilnehmer aus den zurückgebliebenen Ländern direkt als Schocktherapie wirkte. So wenigstens drückt sich der Präsident der Konferenz, der indische Professor M. S. Thacker, aus. Er wünscht darum eine Informationszentrale zu schaffen mit einer Equipe von Fachleuten für all die verschiedenen Sparten, die in der Entwicklungshilfe eine Rolle spielen. Er stellt sich einen internationalen Beratungsdienst vor für Ackerbau, Gesundheit, Ernährungswissenschaft, Transport, Erfahrungsaustausch, internationale Zusammenarbeit, industriellen Aufbau, Organisation und Planung wirtschaftlichen Wachstums, Ausbildung usw. Dieser letztere Faktor, die Heranziehung und die Erfassung aller menschlichen Hilfskräfte, hat sich, nach Professor Thacker, als das *zentrale Anliegen* der ganzen Entwicklungshilfe erwiesen.

Ein Vortrag Professor Thackers an der ETH in Zürich, der sich im Anschluß an die Genfer Konferenz mit den Entwicklungsproblemen Indiens befaßte, legte mehr Gewicht auf die Planungsmaßnahmen der indischen Regierung und vor allem auf die Ergebnisse der beiden ersten Fünfjahrespläne. Er erwähnte als besonderen Faktor, der in Indien wie in andern Entwicklungsländern die Aufbauarbeit in Frage stellt, die Preiseinbußen, die gerade die Ausfuhrprodukte Indiens — Land- und Bergbau-Erzeugnisse — seit Jahren in Kauf nehmen müssen. Professor Thacker hätte auch die Wirkung der ungeheuren Bevölkerungszunahme (etwa 9 Millionen pro Jahr) erwähnen können

oder den Aderlaß, den die Kriegsrüstungen bedeuten. Er glaubt trotz diesen fortschritthemmenden Umständen eine Hebung des indischen Lebensstandards voraussagen zu können. Durch eine striktere Anwendung geschäftlicher Prinzipien auf dem Gebiet der öffentlichen Investitionen und in der Leitung öffentlicher Unternehmungen wie durch eine Verbesserung des Klimas für private Investitionen hofft die indische Regierung, wie Professor Thacker erklärte, die Wachstumsrate zu steigern und in etwa zehn Jahren die Industrialisierung des Landes aus eigener Kraft vorantreiben zu können. Es ist klar, daß Professor Thacker mit diesen Ausführungen den offiziellen indischen Standpunkt in bezug auf die Wirtschaftspolitik zur Geltung brachte.

Es trifft sich gut, daß wir an dieser offiziellen Darstellung auf Grund eigener Anschauung gewisse Ergänzungen oder Korrekturen anbringen können. Wir verbrachten letzten Herbst mehrere Wochen in Indien — Kalkutta, Benares, Delhi und Bombay — als Gäste der Sarva Seva Sangh, die im großen und ganzen das Werk Gandhis weiterführt. Seit der Zeit des großen Weisen arbeitet die Dorfgemeinschaftsbewegung, die mit den Bhoodan-Zielen einig geht, an der physischen und geistigen Hebung des indischen Volkes. Sie arbeitet von unten her, vom Boden aus, könnte man sagen, während die Kongreßregierung mit ihren Fünfjahrplänen die Entwicklung des Landes von oben zu lenken sucht. Erinnern wir uns, daß in Indien 80 Prozent der Bevölkerung noch immer als Bauern in den 550 000 Dörfern des Landes leben, teils als Grundeigentümer oder als Pächter eines Stück Bodens oder sehr oft als landloses Proletariat. Die Bhoodan- oder Landschenkungsbewegung arbeitet mit Tausenden von Anhängern darauf hin, dieses landlose Proletariat in die Dorfgemeinschaft einzu beziehen, indem sie die Großgrundbesitzer dazu zu bewegen sucht, einen Teil ihres fruchtbaren und bebauten Bodens an landlose Arbeiter abzutreten. Solche Übergabe muß — das ist der Hauptgrundsatz der Bewegung — freiwillig geschehen. Bis jetzt gibt es in Indien 5000 Dörfer, deren Boden entweder als Gemeinbesitz oder nach genossenschaftlichen Methoden im Individualeigentum bewirtschaftet wird. Man soll sich durch die bisherige kleine Anzahl der Ansätze nicht täuschen lassen, die Bewegung ist im Wachsen und zählt erstklassige und zielbewußte Leute zu ihren Anhängern. Vinoba Bhave selbst, ein hochgebildeter Mann von etwa 60 Jahren, ist ebensowenig wie Gandhi ein weltfremder Träumer. Er hat mindestens eine große Schwäche der indischen Wirtschaftspolitik erkannt, weil er auf seinen Fußmärschen durch die Dörfer Indiens in engstem Kontakt mit dem einfachen Volk lebt. Wie Professor Thacker in seinem Referat in Zürich zugab, hat die Wirtschaftspolitik Indiens in den letzten zehn Jahren zwar vermocht, die Einkommensposition der oberen Schicht zu verbessern, die Einkommensposition der großen Massen ist aber unberührt geblieben («NZZ», Nr. 775, 28. Februar 1963), das heißt sie ist entsetzlich tief und beträgt für vier Fünftel der Bevölkerung

nicht mehr als 18 Franken im Monat, wovon ein unverhältnismäßig großer Teil für Nahrung ausgegeben werden muß, so daß für andere Bedürfnisse nichts übrigbleibt. An dieser Lage hat sich für die unteren Schichten der Bevölkerung in der Stadt und auf dem Dorf kaum etwas geändert seit der Befreiung Indiens vom Kolonialismus.

Es gibt nach wie vor Großgrundbesitz, und die Zemindars, an die über 60 Prozent der indischen Familien verschuldet sind, sind nur auf dem Papier entmachtet. Auch das Kastenwesen ist nur schwer auszurotten und grassiert besonders im Süden. Es ist bei dieser Sachlage nicht erstaunlich, daß bei den ärmeren Schichten der Bevölkerung die hochfliegenden Pläne der Regierung mit ihren Fünfjahrplänen für Talssperren und Eisenhütten und Walzwerke usw. auf eine Mauer von Apathie und Hoffnungslosigkeit stoßen. Die Armen gehören einer andern Welt und einem andern Zeitalter an, dem Ochsenkarrenzeitalter sozusagen, und haben nichts gemein mit einer Wirtschaft der Strahlflugzeuge und Automation. Das Aufzwingen eines diametral verschiedenen Wirtschaftssystems ist ein weit schlimmerer Schock für die traditionelle Bedarfswirtschaft Indiens, als ihn das Erscheinen der Textilmaschinen und -fabriken auf unsere Hausweberei einst bewirkte. Das indische Dorf war bis zur Zeit, da die Engländer Spinnen und Weben in Indien verboten, gewohnt, sich selbst zu versorgen. Die erzwungene Einfuhr der Lancashire-Baumwollgewebe versetzte dem wirtschaftlichen Gleichgewicht des indischen Dorfes den ersten Stoß, und die Folge — die jedes Jahr eintretende monatelange Arbeitslosigkeit und Demoralisierung der Dorfbevölkerung — dauert noch heute an.

An diesem Punkt setzte schon Gandhi ein. In der Erkenntnis, daß Nichtstun, wenn auch unfreiwilliges Nichtstun, den Menschen physisch und moralisch schwer gefährdet, überzeugt ferner, daß in der Entwicklung und Hebung eines Volkes «nur die eigenen Schritte zählen» — wie man etwa sagt —, führte Gandhi sozusagen als Symbol der «eigenen Schritte» das Handspinnen ein. Es war dieser Schritt nicht so sehr ein Protest gegen die Industrialisierung Indiens — obwohl Gandhi davon nicht das Heil erwartete — als vielmehr die Überzeugung, daß in der Handarbeit, eigentlich irgendeiner Handarbeit, im Einsatz zahlloser Millionen von menschlichen Kräften für einen positiven Zweck die einzige Möglichkeit einer Hebung seines Volkes liege. Wie einst Gandhi treten heute seine Nachfolger, unter ihnen Vinoba Bhave, aus den angeführten Gründen für die traditionelle Form der Landwirtschaft, also nicht für deren Mechanisierung ein. Was natürlich nicht heißen will, daß Bemühungen, durch bessere Anbaumethoden einen höheren Ertrag aus den indischen Reisfeldern herauszuwirtschaften, von den Gandhi-Anhängern verurteilt werden. Die Japaner ringen ihrem Boden pro Flächeneinheit sechsmal mehr Reis ab, als dies die Inder zustande bringen. Gute fachliche Beratung durch die Genfer Konferenz wird da sicher einen Weg weisen. Auch

die Herstellung von Kleiderstoffen soll nach der Auffassung der Gandhi-Nachfolger vorläufig der Handarbeit überlassen bleiben. Das mag uns, im Zeitalter der mechanisierten Riesenproduktion an Spinnfasern und Webautomaten, verrückt vorkommen. Die Sache erhält ein anderes Gesicht, wenn man bedenkt, daß selbst die billigsten eingeführten Stoffe mit Devisen bezahlt werden müssen, die Indien für notwendige Zwecke benötigt, und daß das Land selbst für den Eigenbedarf genug Baumwolle hervorbringt. Das Handspinnen schließlich ist eine so einfache Operation, daß sie von jedem Kind geübt werden kann. Tatsächlich wird denn auch von Millionen von Indern, Erwachsenen und Kindern, in Schulen, Büros, in Hütten und Palästen täglich gesponnen. Eine Stunde täglichen Spinnens genügt, um den Tätigen Garn für vier Khadi-Kleider pro Jahr zu verschaffen. Die Regierung subventioniert das Weben mit 75 Prozent.

Die Gandhi-Bewegung bleibt aber nicht bei der Unterstützung traditioneller Methoden der Nahrungsmittel und Stoffproduktion stehen. Es bestehen in allen Teilen von Indien Hunderte von Zentren, wo junge Männer und Frauen auf dem Dorf in Tätigkeiten ausgebildet werden, die den Dorfbewohner in den Stand setzen, seine nicht durch den Landbau beanspruchte Zeit nutzbringend anzuwenden. Wir sahen selbst in einem dieser Zentren, mit welcher Begeisterung die jungen Männer Backsteine und Ziegel formen und brennen lernten. Wir beobachteten die Papierherstellung, das Mahlen von Ölsamen in der von einem Ochsen angetriebenen Ölmühle. Wir sahen das Gerben von Häuten bis zum fertigen Schuhleder, das Reparieren von landwirtschaftlichen Geräten (alles mit den einfachsten Mitteln ausgeführt), das Anlegen von Komposthaufen und die Metangasanlage. Wir besuchten auch die gute Bibliothek, die den jungen Leuten zur Verfügung steht.

Nach einer Ausbildung von anderthalb Jahren kehren die jungen Leute — die jungen Mädchen werden in Haushaltarbeiten, in Spinnen und Weben unterrichtet — in ihre Dörfer zurück. Dort geben sie weiter, was sie gelernt haben, und suchen ihrerseits junge Leute aus, die sich für die weitere Ausbildung eignen. Die Dorfgemeinschaftsbewegung organisiert auch einen anderen Dienst. Bei Neu-Delhi sahen wir Gandhi-Leute an der Arbeit, die, von der Dorfgemeinschaft angestellt, Sodbrunnen bauen, für das Dorf ein Versammlungsgebäude mit Bibliotheken erstellen, Latrinen anlegen und überhaupt die Dorfleute zu hygienischem Verhalten erziehen, was besonders von Gandhi immer wieder gefordert wurde. Auch einfache Verwaltungsarbeiten können den Dorfleuten bei der Gelegenheit beigebracht werden. Während wir so herumgingen, kamen wir auch an einem alten Mann vorbei, der an einem einfachen Gerät Strohbander flocht und von Zeit zu Zeit einen Zug aus der Wasserpfeife (wie man sie auch bei den Türken kennt) tat. Er wollte sich auf seine Art nützlich machen. Er brauche nicht zu arbeiten, sagte er, aber es sei amüsanter als zuschauen. Nach



zwei bis drei Jahren der Arbeit übergeben die Gandhi-Leute, was sie gebaut haben, der Obhut des Dorfes und ziehen weiter. Worauf es Gandhi vor allem ankam, war der Appell an den Einzelnen. Jeder sollte das Gefühl bekommen, selbst am Aufbau der engeren und später der weiteren Gemeinschaft beteiligt zu sein. Die Anleitung zu solcher Selbsthilfe ist wohl das beste Mittel, die gefährliche Apathie und Hoffnungslosigkeit zu überwinden, die eines der größten Hindernisse Indiens auf dem Weg zu seiner Entwicklung darstellt.

Zum Schluß noch einige Überlegungen zur Entwicklungshilfe überhaupt. Wir hatten das Privileg, bei unserem Besuch indischer Gandhi-Institutionen mit einem Nationalökonom westlicher Herkunft zusammenzutreffen, der auf Grund eigenen Beobachtens und Nachdenkens zu den einleuchtendsten Resultaten gelangte, die uns bis jetzt begegneten. Mr. Schumacher, der heute wirtschaftlicher Berater der englischen Kohlenbehörde ist, wurde vom Planungsausschuß der Dorfgemeinschaftsbewegung um seine Ansicht über Entwicklungspläne für Indien ersucht. Er verbrachte Monate in Indien, wie auch in anderen Entwicklungsländern, und was er über diese Materie zu sagen hat, verdient beachtet zu werden.

Seine Einstellung zur Wirtschaftswissenschaft ist erfrischend unorthodox. «Westliche Wirtschaftswissenschaft wird als allgemeingültig betrachtet. Sie ist charakterisiert durch einen Fortschrittsglauben ohne Grenzen und Maß und ist darum weder mit dem Buddhismus noch mit dem christlichen Glauben vereinbar . . . Die heutige Wirtschaftswissenschaft, die sich als ethisch neutral bezeichnet, vertritt in Tat und Wahrheit eine Philosophie unbegrenzter Ausdehnung, ohne jede Rücksicht auf die wahren und echten Bedürfnisse des Menschen, die durchaus begrenzt sind.»

Mr. Schumacher kritisiert, wie man sieht, die heutige Wirtschaftstheorie vom Standpunkt des Humanisten aus, was bei den zünftigen Nationalökonomern durchaus verpönt ist. «Gerade die Vernachlässigung der nichtwirtschaftlichen Realitäten scheint mir das Haupthindernis für erstrebenswerten Fortschritt auf dem Gebiet wirtschaftlicher Entwicklung zu sein.»

Seine Kritik deutet an, daß in gewissen Entwicklungsländern ein Übermaß an Planung existiert. Was für den Aufstieg wichtig ist, ist nur dies: «Geraten die Millionen Hände des arbeitenden Volkes, die lebendige Quelle des Reichtums, durch die Planungsmaßnahmen spontan in Bewegung — oder werden die Leute entmutigt?»

Mr. Schumacher zitiert einen orthodoxen Wirtschaftler wie folgt: «Das Farmeinkommen könnte ergänzt werden durch ein Einkommen aus industrieller Tätigkeit. Fabriken können in dicht besiedelten Gegenden gebaut werden, die einige Familienglieder beschäftigen», und fährt dann fort: «Wir sollten niemals diese Sprache führen — vom Fabrikenbauen und Ergänzung des Einkommens durch Fabrikarbeit. Unser Ziel muß sein, die Leute dazu zu bringen, ihre eigene Arbeits-

kraft einzusetzen — und ihre eigene Intelligenz (die durchaus fähig ist, verbesserte Methoden von Fremden zu lernen), um ihren eigenen, grundlegenden Bedürfnissen, Nahrung, Kleidung und Unterkunft, zu genügen und etwa noch einige Gemeingüter wie Straßen, Brunnen und Gemeindebauten zu beschaffen.»

«Die gegenwärtige Situation mit ihren Tausenden von elenden, erbärmlichen Dörfern und Hunderttausenden von städtischen Obdachlosen mitten im Frieden ist eine abnormale Erscheinung in der Geschichte. (Vielleicht durch generationenlange Unterernährung zu erklären. Der Übersetzer.) Es liegt nicht an der Übervölkerung oder am Kapitalmangel — Millionen haben sich in der Vergangenheit an die Arbeit gemacht und bewiesen, daß ein Paar Hände nicht nur Einkommen, sondern sogar die Dauergüter für eine zivilisierte Existenz schaffen können. Man muß sich fragen, was Schlimmes geschehen ist.» Mr. Schumacher ist überzeugt, daß es der Einfluß der modernen westlichen Industrialisierung war, der eine Art Lähmung in den industriell zurückgebliebenen Völkern verursachte. «Sehr zum Unterschied vom Westen, der seine wirtschaftlichen Traditionen erst im Verlauf seiner Entwicklung aufgab, zu einer Zeit, als er schon neue Methoden anzuwenden gelernt hatte — verlor Indien zum Teil infolge westlicher Beherrschung seine alten Traditionen und versank im Elend.»

«Man glaube doch nicht, daß man ein solches Land entwickeln könne, indem man Geld hineinpumpt.» Mr. Schumacher schreibt dazu: «Es ist meine persönliche Auffassung, daß ein Land, welches Entwicklungspläne ausarbeitet, die völlig auf den Empfang umfangreicher Fremdhilfe abstellen, seiner Selbstachtung und dem Selbstvertrauen seines Volkes solchen Schaden antut, daß, selbst rein wirtschaftlich gesehen sein Verlust größer ist als sein Gewinn.» — Es würde zu weit führen, im einzelnen zu schildern, wie seine Ratschläge für eine harmonische Entwicklung lauten. Es soll dies vielmehr in einem weiteren Artikel geschehen. Die Bedeutung des Themas rechtfertigt dies durchaus. Red.

Erstes Gebot: Rettet den Frieden!

Wir machen uns in Europa keinen Begriff, in welchem Zustand der Panik und Todesfurcht das amerikanische Volk die letzten Tage des Oktobers 1962 verlebte. Den Grad der Aufregung verspüren wir in einer Predigt, die *Stephen H. Fritchman* in Los Angeles am 28. Oktober 1962, am Ende einer siebentägigen Krise vor 1100 Gemeindeangehörigen hielt. Dieser Unitarierpfarrer ist schon früher in den «Neuen Wegen» zum Wort gekommen. Wir verdanken diese gekürzte Wiedergabe dem australischen Kirchenblatt «The Beacon».

Seit vier Jahrhunderten befürworten die Unitarier volle Redefreiheit für ihre Pfarrer und die Laienangehörigen ihrer Gemeinden. Es gibt wohl Zeiten, da es den Gemeindegliedern schwer fällt, ihre